

argumentiert hat, in Europa Staat/Kirche-Konflikte nachhaltig politisch prägende Effekte gehabt haben, erscheint es naheliegend anzunehmen, dass die Abwesenheit solcher Konflikte für sich von Bedeutung ist.

Angesichts der gelungenen intellektuellen Provokation, die sehr viel grundlegendere Fragen für die vergleichende Staatstätigkeitsforschung aufwirft (auf die die Autoren zugleich auch erste, insgesamt überzeugende Antworten geben), sind dies aber eher Nebenaspekte. Dem Buch sind sehr viele Leser zu wünschen, dem an intelligenter soziologischer Gegenwartsdeutung interessierten Leser ist dieses Buch sehr zu wünschen.

#### Literatur

Graf, Friedrich W. (2004): Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur. München: C. H. Beck

JÜRGEN GERHARDS unter Mitarbeit von MICHAEL HÖLSCHER, Kulturelle Unterschiede in der Europäischen Union. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, 316 S., br. EUR 27,90

Jan Delhey

Die Europäische Union ist bekanntermaßen ein Forschungsobjekt, für das sich die Soziologie lange nicht zuständig gefühlt hat; doch derzeit arbeitet die Disziplin daran, die „Europa-Lücke“ Stück für Stück zu schließen. Ein Beispiel ist das Buch von Jürgen Gerhards (unter Mitarbeit von Michael Hölscher), das aus der Perspektive der komparativen Werteforschung die kulturellen Unterschiede in der erweiterten Europäischen Union anhand aktueller Bevölkerungsumfragen vermisst und das insbesondere vor dem Hintergrund der heftigen Debatten um einen Beitritt der Türkei auf großes Interesse stoßen dürfte. Mit den Stichworten „komparativ“ und „Umfrage“ sind auch schon zwei methodische Eckpfeiler des Buches benannt, der klassische Ländervergleich einerseits und die quantitative Surveyforschung andererseits.

Leitthese des Buches ist die Vermutung, dass die Chancen und Probleme einer weiteren Integration von Gesellschaften in die EU auch von kulturellen Differenzen bzw. Gemeinsamkeiten abhängen (13). Mit anderen Worten: davon, wie gut (weitere) Beitrittsländer zur Kultur der Mitgliedsländer passen. Diese Überlegung wird dann durch eine Denkfigur der politischen Systemforschung spezifiziert. Die EU könne nur dann ein stabiles Institutionengefüge bilden, wenn dieses mit den Wertvorstellungen ihrer Bürger kompatibel sei (14). Inwiefern diese beiden Annahmen dasselbe Problem benennen oder unterschiedliche, bleibt jedoch etwas unklar. Die Klippen einer entweder substantivistischen oder rein voluntaristischen Bestimmung dessen, was die europäische Kultur ist oder sein soll, umschifft Gerhards mit einem eleganten Kniff: der Ableitung des institutionalisierten „Gesellschaftsskripts der EU“ aus deren Primär- und Sekundärrecht sowie der (möglicherweise vorerst scheiternden) EU-Verfassung. Dieses Skript ist die – empirisch gewonnene – normative Latte, an der die Werthaltungen der Bürger gemessen werden. Der Autor selbst kann so wertneutral bleiben.

Fünf Gesellschaftssphären werden in je eigenen Kapiteln untersucht: Religion, Familie und Geschlechterrollen, Wirtschaft, Wohlfahrtsstaat, Demokratie

und Zivilgesellschaft, wobei allerdings eine Begründung fehlt, warum genau diese Bereiche untersucht wurden und nicht andere. Wichtig sind sie natürlich ohne Zweifel. Gerade das den Auftakt bildende Religionskapitel macht den Unterschied zu Alternativkonzepten deutlich, die den Islam substantialistisch als nicht-europäisch definieren und folglich einen Beitritt der Türkei kategorisch ablehnen. Bei Gerhards geht es hingegen z. B. um die befürwortete Trennung von Religion und Staat und um religiöse Toleranz – all dies kann Merkmal von Christen ebenso sein wie von Moslems. Die Sphären werden nach einem einheitlichen Schema in drei Schritten durchdekliniert: Rekonstruktion des EU-Skripts; Darstellung des empirischen Materials für die 28 Gesellschaften, die zu den vier Ländergruppen EU-15, Beitritt I (die zehn neuen Mitgliedstaaten), Beitritt II (Bulgarien und Rumänien) und Türkei zusammengefasst werden; und zuletzt die Erklärung der Unterschiede in den Wertorientierungen, wobei die Modernisierungstheorie, kulturell-religiöse Traditionslinien und die politisch-institutionelle Ordnung die theoretische Munition liefern. Diese Systematik bietet einen exzellenten roten Faden, aber auch wenig Abwechslung. Dafür lassen sich die Kapitel auch stand-alone lesen.

Die Analysen belegen eine klare Tendenz der kulturellen Heterogenisierung durch die Osterweiterung und eine Verschiebung des Wertgefüges weg vom EU-Skript. Durch die kommenden Erweiterungen wird sich diese Tendenz noch verstärken. In der Regel sind die EU-15-Bevölkerungen am nächsten dran an der Selbstbeschreibung der EU, gefolgt von Beitritt I, Beitritt II und der Türkei. Nur wenige (Teil-)Sphären, etwa die Leistungsorientierung innerhalb des Bereichs „Wirtschaft“, sind Ausnahmen von dieser Regel, so dass Gerhards bilanziert: „Insofern kann man behaupten, dass die Türkei kulturell nicht zur EU passt“ (266). Von kultureller Überdehnung mag Gerhards trotzdem nicht sprechen. Denn den Ergebnissen seiner Regressionsanalysen zufolge lassen sich die Wertorientierungen vor allem durch das Modernisierungsniveau der Gesellschaften erklären. Je moderner eine Gesellschaft, desto größer die Nähe zum EU-Skript. Kulturelle Größen seien eher sekundär, eine Huntington'sche Kluft zwischen den Religionen findet Gerhards jedenfalls nicht. Dementsprechend optimistisch fällt auch die Prognose für die neuen Mitgliedstaaten und die kommenden Beitrittsländer inklusive der Türkei aus: In Zeiträumen von Jahrzehnten gedacht werden sich die Bevölkerungen an das EU-Skript annähern, wenn sich diese Gesellschaften modernisieren.

Das Buch ist aus mehreren Gründen gelungen und empfehlenswert. Zunächst deshalb, weil es ein Musterbeispiel anwendungsbezogener Grundlagenforschung ist. Fragestellung, konzeptioneller Rahmen und Untersuchungsdesign werden klar entwickelt, auch wenn man sich eine ausführlichere Darstellung gewünscht hätte, warum und wann kulturelle Unterschiede problematisch für eine Staatengemeinschaft sein können. In diesem Zusammenhang wäre auch ein Abstecher zu den politikwissenschaftlichen *Integration Studies* und ihren Modellen der supranationalen Integration nützlich gewesen. Die Ableitung eines EU-Gesellschaftsskripts aus Textmaterial ist innovativ und nicht nur für die weitere Untersuchung als normativer Bezug relevant, sondern auch deskriptiv interessant. Was für eine Art Gesellschaft der EU vorschwebt ist angesichts des heutigen Stellenwerts von Brüssel für die Politik der Mitgliedstaaten soziologisch hochrelevant. Fraglich ist allein, ob man bei Bereichen, in denen die EU nur minimale Kompetenzen besitzt, aus dem Textmaterial tatsächlich ein kulturelles Selbstverständnis der EU herausfiltern kann. So hat die EU kaum sozialpolitische Kompetenzen, doch favorisiert sie deshalb einen minimalistischen Wohlfahrtsstaat (179/180)? Es ist vielmehr der minimalistische supranationale Wohl-

fahrtsstaat, den die Mitgliedstaaten der Gemeinschaft zugestehen. National gehen sie alle viel weiter.

Die Beschreibung der Wertorientierungen und Einstellungen der Bürger ist von hohem Informationsgehalt – welches Buch bietet schon einen Überblick über alle 28 EU- bzw. Kandidatenländer in verschiedenen Einstellungsdimensionen? Als Datenbasis diene ganz überwiegend die European Value Study von 1999/2000. Dem Autor gelingt eine sehr lesbare Darstellung, ohne sich im Dschungel der Zahlen zu verirren. Weiterhin wird in der Regel gut begründet, welche Indikatoren zur Abstandsmessung vom EU-Skript herangezogen werden, auch wenn das vorhandene Fragematerial bisweilen nur eine indirekte Überprüfung erlaubt und manche Leerstelle bleibt. Aber das ist das Los jeder Sekundäranalyse. Auf die Untersuchung von Sub-Gruppen – etwa Bildungsschichten – wird verzichtet, was angesichts von 28 Ländern aber eine nachvollziehbare Strategie ist.

Die erklärenden Teile eines jeden Kapitels bieten auf kurzem Raum theoriegeleitete Annahmen, welche Kontextfaktoren die Werthaltungen beeinflussen. Je nach gesellschaftlicher Sphäre werden die drei Variablenkomplexe Modernisierung, Kultur und politische Institutionen spezifiziert, wobei gewisse Überschneidungen in der Argumentation zwischen den Kapiteln wohl unvermeidlich sind. Zur gewählten Strategie der empirischen Überprüfung lässt sich Folgendes kritisch anmerken: *Gerhards* will die Unterschiede zwischen den *Ländern* erklären (37); erklärt werden aber die Unterschiede zwischen den *Individuen*. Dabei werden manche Größen als Kontextmerkmal verwendet (Modernisierung: Human Development Index), andere als Individualmerkmal (Religion: Konfession des Befragten). Hier lässt sich fragen, ob man Religion konsequenterweise nicht auch als Kontextmerkmal verstehen sollte, entsprechend der eigenen Vorgabe, dem Einfluss kulturell-religiöser Traditionslinien der Länder nachzugehen (40). Dann ließe sich noch sicherer sagen, dass in erster Linie das Modernisierungsniveau einer Gesellschaft die Werteeinstellungen der Bevölkerung prägt, nicht kulturelle Traditionen (264).

Der Schlussteil dient der Bilanz und unterfüttert argumentativ mit einem Abstecher in die erfolgreiche bundesrepublikanische Nachkriegsentwicklung den modernisierungstheoretischen Optimismus des Autors. Der härtere Test wäre allerdings der Nachweis konvergierender Einstellungen im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung gewesen, etwa eine Annäherung der Süderweiterungsländer an die Wertmuster der EU-9.

Bei den „politischen Implikationen“ hätte man sich Ausführungen dazu gewünscht, in welcher Form kulturelle Unterschiede im politischen Geschäft von Vertiefung und Erweiterung tatsächlich entscheidungsrelevant sind. Auch im Falle der Türkei wird es doch zuvorderst darauf ankommen, ob sie von Brüssel institutionell als demokratisch eingestuft wird, nicht, ob die türkische Bevölkerung demokratisch denkt.

Eine Leerstelle sind auch Einstellungen, die sich auf die EU beziehen. Konflikte um die „richtige“ Politik, z. B. die Ausgestaltung des Wohlfahrtsstaats, können sich ja nicht allein daran entzünden, welche Art Wohlfahrtsstaat gewünscht wird, sondern auch daran, ob wohlfahrtsstaatliche Kompetenzen auf die EU übertragen werden sollen. Solche Fragestellungen mit supranationalem Bezug lassen sich freilich bei der derzeitigen Datenlage auch mit dem Eurobarometer nicht für alle 28 Länder untersuchen.

*Gerhards'* Verdienst ist, die Diskussion um eine kulturelle Dimension des europäischen Projekts auf eine empirische Grundlage gestellt zu haben. Eine offene Frage bleibt: Wenn die Politiker tatsächlich responsiv gegenüber den

Präferenzen ihrer Wähler sind (34), so ist erklärungsbedürftig, dass die EU ein Gesellschaftsbild entwickelt hat, das am ehesten den Wertorientierungen der Dänen, Schweden und Niederländer entspricht, die nur einen Bruchteil der EU-Bevölkerung repräsentieren und – wie die Schweden – erst spät Mitglied wurden. Aber vielleicht ist die *Entstehung* des Gesellschaftsskripts der EU ja Thema eines zukünftigen Buches.

## SOZIALE UNGLEICHHEIT

PIERRE BOURDIEU, Die männliche Herrschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 2005, 216 S., gb. EUR 19,90

Sabine Lang

Sieben Jahre nach ihrer Veröffentlichung in Frankreich ist *Pierre Bourdieus* Studie über „Die männliche Herrschaft“ nun auch in deutschsprachiger Übersetzung erschienen. Beachtenswert ist zunächst der Klappentext des Suhrkamp Verlags, der gleich zu Beginn und im Gestus der Entwarnung ankündigt: „Ein Mann beschäftigt sich mit der Ungleichheit der Geschlechter. Doch der Soziologe *Pierre Bourdieu* tut dies nicht, um den Feminismus unter männliche Dominanz zu bringen“. Dieser vorweggenommene Kotau irritiert. Wieso eigentlich bedarf es selbst noch im frühen 21. Jahrhundert einer derartig defensiven Legitimation, wenn sich Kollegen in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen dem Gegenstand der Geschlechterungleichheit nähern? Implizit wird hier unterstellt, dass eine Art feministischer Abwehrreflex alle männlichen Beiträge ungelesen als Versuche maskuliner Dominanz und androzentrischer Kanonisierung verbucht. Dass dem nicht so ist, dass die geschlechtssoziologischen Beiträge von *Pierre Bourdieu*, wenngleich sachbezogen kontrovers, in der Geschlechtersoziologie rezipiert werden, zeigt nicht nur der vorliegende Text. Schon früher hatte *Bourdieu*, unter anderem in dem von *Irene Dölling* und *Beate Kraus* herausgegebenen Band „Ein alltägliches Spiel“, kursorische Beiträge zur Geschlechterfrage geliefert; die vorliegende Studie ist nun die erweiterte Version jenes Aufsatzes von 1997.

*Pierre Bourdieu* nähert sich seinem Gegenstand, der „männlichen Herrschaft und der Art und Weise, wie sie aufgezungen und erduldet wird“ (8), mit dem ihm eigenen ethnologischen Blick auf die erlebte Normalität von Alltags Handeln und sozialen Praktiken. Es geht darum, die Verhältnisse „trägerischer Vertrautheit“ (11) aufzubrechen, die diese Praktiken prägen, und so die Veralltägung von Herrschaft offenzulegen. Er greift hierzu auf seine ethnologische Feldforschung aus den sechziger Jahren bei den kabyllischen Bergbauern in Algerien zurück. Im ersten und umfangreichsten Teil der Studie zeichnet er deren vergeschlechtlichte Herrschaftsmechanismen als ein „vergrößertes Bild“ des „androzentrischen Unbewussten“ und seiner Objektivierung im Alltäglichen.

*Bourdieu* setzt auf das Wissen um die „Invarianten, die trotz aller erkennbaren Veränderungen der Situation der Frauen an den Herrschaftsverhältnissen zwischen den Geschlechtern zu beobachten sind“ (12). Unter Rückgriff auf *Husserls* Theorem der „doxischen Erfahrung“ lokalisiert er diese Invarianten im fast perfekten Zusammenspiel von Sein und Erkenntnis, von Alltag und Erwartungen an das Dasein. Männer und Frauen partizipieren an der Reproduktion der Doxa gleichsam unbewusst. Die Tatsache, dass die Doxa androzentrisch